

1. Abfahrt

Heute, am 9. September des Jahres 1849, um sieben Uhr in der Frühe, sind in Speyer vier Leute unterwegs in Richtung Rhein.

Vorweg geht mit festen Schritten Franziska Hollerith geb. Brunn.

An der einen Hand hält sie ein Mädchen von 12 Jahren. An ihr wiederum hält sich ein Mädchen von 3 Jahren fest.

Mit der anderen Hand trägt die Frau einen größeren Koffer.

Hinter ihr geht mit recht schleppenden Schritten ihr Mann, der Franz Georg Hollerith. Er ist 42 Jahre alt. Er trägt zwei größere Koffer.

Alle vier sind auf dem Weg zur Anlegestelle am Rhein, dorthin, wo die Fährschiffe zum anderen Rheinufer liegen; wo aber auch die Schiffe anlegen, die Reisende rheinabwärts oder rheinaufwärts zu neuen Zielen bringen.

Die Frau geht recht zügig auf eines der etwas größeren Schiffe zu.

„Ihr bleibt jetzt hier bei eurem Vater, bis ich wiederkomme.“

Damit lässt sie die beiden Mädchen einfach stehen und geht über eine schmale Holzbohlenbrücke auf das Schiff.

Ein Mann scheint sie dort zu erwarten.

„Ihr seid die Frau Franziska Brunn, Ehefrau von Franz Georg Hollerith?“

„So ist es. Dort drüben stehen noch meine beiden Töchter und mein Mann. Vier Reiseende, wie verabredet.“

„Ihre Reisekarten haben sie?“

„Hier. Die Karten sind, wie sie sehen, für die ganze Reise ausgestellt. Alles ist bereits bezahlt.“

Der Mann schaut sich die vier Karten nacheinander genau an, dann gibt er sie der Frau zurück.

„Ist in Ordnung. Dann kommen sie mal alle hier auf das Schiff. Wir fahren in ca. 15 Minuten ab. Suchen sie sich einen Platz, vielleicht am ehesten dort hinter der kleinen Kajüte, denn dort vorne sind, wie sie sehen, schon 5 Familien mit ihren Kindern.“

„Wollen die auch ausreisen?“

„So, wie sie. Und jetzt kommen sie umgehend alle auf das Boot. Es ist Zeit. Wir müssen los.“

„Wie lange werden wir unterwegs sein?“

„Nun, Frau Hollerith: hier mit diesem Boot sind wir zwei Tage unterwegs, wobei wir heute Abend bei Köln anhalten. Dort übernachten wir. Morgen geht es dann weiter nach Amsterdam. Ankommen werden wir dort, wenn es kein Unwetter gibt, wonach es nicht aussieht, Übermorgen so gegen 5 Uhr am Abend. Wie es für sie dort weitergeht, das weiß ich nicht. Aber sie haben ja die Unterlagen für die Schiffspassagen. Wann da allerdings das genannte Schiff kommt, ob es schon da ist oder ob es überhaupt kommt, das kann ich euch, Frau, nicht sagen. Meine Aufgabe ist mit dem Transport von Speyer nach Amsterdam erledigt.“

Damit lässt er die Frau stehen und wendet sich der Vorbereitung zum Ablegen zu.

Dreht sich dann doch noch einmal um:

„Und dort? In Amerika? Wie soll es dort weitergehen? Habt ihr euch darüber schon einmal Gedanken gemacht? Alle wollen momentan nach Amerika. Doch dort ist das Leben auch nicht ganz so einfach“.

„Ich weiß das. Aber zwei meiner Brüder leben bereits in Amerika. In der Nähe von Buffalo, so heißt diese Stadt.“

„Ja dann haben sie ja schon einmal einen Ort, wo sie aufgenommen werden und unterkommen können. Aber auch daran denken: von der Ankunft in New York bis nach Buffalo ist auch noch ein ganzes Stück Weges. Und nicht ungefährlich. Indianer, Wegelagerer und viel Gesindel. Und das mit zwei kleinen Kindern?“

Dann schaut er Franziska doch etwas genauer an.

„In ihrem Zustand wollen sie sich das antun? Eine Schiffsreise und die Fahrt auf einem Planwagen?“

Schüttelt verständnislos den Kopf und geht.

Die Frau hat den Worten des Schiffsführers zugehört.

Nickt zustimmend dazu, wie wenn sie sagen wollte: „Ich weiß. Doch was sollen wir machen?“

Dann geht sie auf dem Holzsteg nochmals zurück aufs Land.

Dort holt sie jetzt das ältere Mädchen und führt es vorsichtig auf das Boot.

„Bleib hier, Anna. Ich komme gleich wieder.“

Anna schaut ihrer Mutter ängstlich nach, als diese erneut zum Ufer zurückgeht, dort die kleine Regina auf den Arm nimmt und mit ihr auf das Boot zurückkehrt.

„Und jetzt du.“

Damit gibt sie ihrem Mann zu verstehen, dass auch er jetzt auf das Boot kommen soll. Und so macht sich Franz Georg jetzt mit seinen Koffern ebenfalls auf den kurzen Weg zum Boot.

Die Frau hat sich mittlerweile, wie es der Schiffsführer vorgeschlagen hatte, auf dem hinteren Teil des Bootes nahe bei der kleinen Kajüte niedergelassen, ihre zwei Kinder fest an sich gedrückt.

Franz Georg geht zu seiner Frau und stellt dort die beiden Koffer ab. Fast im gleichen Moment setzt sich das Boot in Bewegung.

Der Mann schaut zurück.

Schaut auf die Stadt.

Schüttelt ungläubig den Kopf.

Schaut zu seiner Frau hin, immer noch ungläubig den Kopf schüttelnd.

„Warum das?“

„Weil du uns dazu gezwungen hast. Was bleib uns den anderes übrig, wenn wir nicht als Bettler auf den Straßen durch Speyer, Dudenhofen oder sonst wo ziehen wollen?“

Franz Georg schüttelt immer noch den Kopf.

„Aber ich habe doch nur das Beste gewollt. Für Dich. Für unsere Kinder. Für die Pfalz.“

„Ja genau. Für die Pfalz. Du, der edle Ritter, der allein die Pfalz retten wollte. Der gegen die Obrigkeit kämpfte, ohne zu sehen, dass die meisten Leute in der Pfalz mittlerweile mit dieser Obrigkeit ganz zufrieden sind.“

„Aber mit dem, was diese Obrigkeit macht, kann man doch nicht zufrieden sein. Ich konnte das nicht.“

„Genau. Weil du mit der Obrigkeit nicht zufrieden warst, deshalb sitzen wir jetzt ja auch alle hier auf dem Boot. Weil wir, dank deiner ritterlichen Aktivitäten nichts mehr haben und in Zukunft hier auch nichts mehr bekommen werden.“

„Aber wenn Monarchen und Könige keine andere Meinung zulassen, dann muss man doch gegen diese Könige und Kaiser sein.“

„Deshalb fahren wir jetzt ja auch alle zusammen nach Amerika.“

Franziska schüttelt unwillig den Kopf.

Franz Georg schaut überrascht zu Franziska hin.

„Weil du unbedingt gegen Könige und Kaiser bist, deshalb machen wir doch jetzt diese Reise“, so Franziska.

Dann setzt sie leicht spöttisch hinzu:

„Für uns alle hat sich dein Einsatz gegen Kaiser und König hier bestens ausgezahlt. Und damit das weiterhin so bleibt, deshalb fahren wir jetzt nach Amerika“.

„Aber dort gibt es doch keine Könige und Kaiser.“

„Deshalb fahren wir dorthin. Dort kannst du weiterhin alle mobilisieren gegen Kaiser und Könige. Nur schadet es uns dort nicht mehr.“

Franziska hat sich bei den letzten Worten abgewendet.

Als von dort keine weiteren Worte zu hören waren, dreht sich Franz Georg um und schaut noch einmal zurück auf die Stadt, die jetzt doch mehr und mehr hinter einer Biegung des Rheines verschwindet.

„Mein Speyer. Mein Großfischlingen. Meine Eltern, meine Freunde. Mit dem heutigen Tag endet alles. Oh mein Gott.“

Weinend sinkt der Mann an der Seite seiner Frau zu Boden.

Verhüllt sein Gesicht.

Die Frau schaut kurz zu ihrem Mann hin.

Dann spricht sie ihn doch auch recht aufgebracht an.

„Ja, meinst du, mir ergeht es anders. Auch ich werde meine Stadt, in der ich geboren, in der ich meine Kindheit und Jugend verbracht habe, in der ich Freundinnen und Freunde habe und in der ich meine lieben Eltern zurücklassen muss, nie mehr sehen. Meinst du, mir ist dieser Entschluss zur Auswanderung leichtgefallen?“

„Aber wir hätten doch in Belgien oder in Österreich oder Ungarn eine neue Heimat suchen können. Warum denn gleich so weit weg? Nach Amerika?“

„Du weißt ganz genau, dass man dich hier in der näheren Umgebung von der Pfalz nie mehr eingestellt hätte. Nachdem du mit der Waffe gegen deinen eigenen Brotgeber vorgegangen bist. Wie konntest du?“

Franz Georg zuckt resigniert mit den Schultern, nickt leicht zustimmend zu dem, was Franziska da gerade gesagt hatte.

„Ja, wahrscheinlich hast du Recht. Hätte ich nicht machen sollen. Andererseits..“

„Andererseits?“

„Nun ja: man kann doch nicht zu allem ja und amen sagen. Und zu dem, was Könige und Kaiser sagen, schon gar nicht.“

Franziska sagt nichts dazu.

Eine Weile sagt niemand etwas.

Man hört nur das Geplätscher des Wassers am Bootsrand.

Irgendwann unterbricht Franziska dieses kaum hörbare Wasser- rauschen, fuhr das Boot doch mit der Strömung Rheinabwärts.

„War das schon immer so bei euch?“

„Was meinst du?“

„Nun, diese Aversion gegen Könige und Monarchen.“

Franziska schaut Franz Georg an.

Franz Georg wiegt seinen Kopf leicht hin und her.

Dann meint er nachdenklich.

„Eigentlich schon. Und wenn ich mir das jetzt so überlege, Franziska, hängt alles mit meinem Heimatdorf Großfischlingen zusammen.

Dort heiraten im Jahr 1770 meine Großeltern.

Mit ihnen beginnt meine Geschichte.“

2. Eine Eheanbahnung

„Hat sie sonst noch etwas gesagt?“

Heute an einem Sonntag des Jahres 1770 sitzt der 64jährige Georg Flory mit seiner Frau Margarethe an einem großen und stabilen Holztisch im Hof seines Anwesens.

Er ist Müllermeister und der Besitzer der Mühle des Dorfes Großfischlingen. Ein kräftiger breitschultriger Mann, der es gewohnt ist, in seiner Mühle selbst die schweren Getreidesäcke zu den Mahlsteinen zu tragen.

Angetrieben wird das große Mühlenrad vom Wasser des Modenbaches. Der Modenbach kommt von den westlich gelegenen Haardtbergen und durchfließt unterhalb des Dorfes Edesheim bis zur Mühle einen breiten Wiesengürtel.

Es ist eine große Mahlmühle, in der das Getreide der Bauern von Großfischlingen, aber auch der Bauern von Kleinfischlingen und zum Teil von den Dörfern Edesheim und Venningen gemahlen wird.

Die Mühle bildet den Abschluss des Dorfes im Westen.

Vom Dorf kommend führt die Mühlengasse geradewegs in den großen Innenhof des Anwesens.

Links steht das Gebäude mit dem Mahlwerk.

Quer zum Betrachter steht hinten das Wohnhaus des Müllers.

Es ist ein breitlagernder Fachwerkbau, gut 20 Meter messend, an den sich dann auf der rechten Seite die große Scheune mit Keller und vorgelagerten Stallungen anschließen.

Abgeschlossen wird der große Innenhof durch ein Gittertor, sodass man eigentlich immer einen guten Blick auf das hat, was sich da während der Mahlarbeiten abspielt.

Margarethe Schmitt, die zweite Frau des Müllers hat eine Decke über den Tisch gelegt und für drei Personen gedeckt. Drei Tassen und eine große Kanne mit Kräutertee stehen bereit. Auch einen Kuchen hat sie schnell noch gebacken, nachdem heute Vormittag nach dem Sonntagsgottesdienst die Eva Maria Hollerith auf sie zugegangen war und um ein Gespräch mit ihr und ihrem Mann gebeten hatte. Margarethe war überrascht.

‘Wieso bittet Eva Maria meinen Mann und mich um ein Gespräch? Die kann doch einfach bei uns in der Mühle vorbeikommen’.

Aber nachdem sie eingewilligt hatte und den späten Nachmittag als angenehme Zeit genannt hatte, hatte sich die Eva Maria mit einem „Dann bis heute Nachmittag“ abrupt umgedreht und sich auf den Weg zur Venninger Gasse aufgemacht. Dort, in Richtung des Dorfes Venningen, steht auf der linken Seite der Gasse das einstöckige Stammhaus der Familie Hollerith, das Johannes Michael Holderit im Jahre 1685 errichtet hatte

Und so sitzen also jetzt Georg Flory und seine Frau Margarethe, die Georg Flory vor drei Jahren geheiratet hatte, nachdem seine erste Frau Margarethe Spies im Frühjahr des Jahres 1767 plötzlich verstorben war, hier im Innenhof ihres Anwesens.

Margarethe schüttelte auf die Frage von Georg Flory, ob denn die Eva Maria Hollerith bei ihrem Zwiegespräch am Morgen nicht doch noch etwas gesagt habe, verneinend den Kopf.

„Nein. Sie hat nur gefragt, ob wir beide heute Nachmittag Zeit für ein Gespräch hätten und da heute am Sonntag nichts weiter ansteht, habe ich zugesagt. Ich hoffe, das ist auch in Deinem Sinne?“

„Hm? Was die wohl will?“

Nachdenklich sitzt Georg Flory da am Tisch.

„Ende Juni. Der Juli steht vor der Tür und damit beginnt die Erntezeit. Ob die für das Mahlen ihres Getreides einen Sonderpreis aushandeln möchte?“

Georg Flory schüttelt auf die Frage von Margarethe den Kopf.

„Kann ich mir nicht vorstellen. Die weiß, dass ich für alle hier im Dorf für das Mahlen des Getreides den gleichen Preis verlange. Ausnahmen kann ich mir nicht leisten. Das weiß die auch. Weshalb also will die mit uns sprechen?“

„Lassen wir sie kommen, Georg; dann sehen wir weiter.“

„So ist es. Und wir werden es bald wissen, denn dort beim Haus des Bauern Stenz kommt gerade Eva Maria.“

Und so ist es auch.

Hochaufgerichtet und mit einem stolzen Gang geht Eva Maria Hollerith auf die Mühle zu. Angezogen ist sie mit einer farbigen Bluse und einem farbigen Rock, wie sie sich eigentlich nur begüterte

Bauern im Dorf leisten können, sind gefärbte Kleider für viele doch immer noch unerschwinglich.

Georg Flory und seine Frau Margarethe stehen auf und gehen Eva Maria über den Hof bis zum Tor hin entgegen.

Dort begrüßen sie ihren nachmittäglichen Gast sehr herzlich.

„Ja, Eva Maria, dass du uns einmal hier, ganz am anderen Ende des Dorfes, besuchst, das freut uns. Komm herein.“

„Ich hoffe, es ist dir recht, wenn ich uns Tee und Kuchen hier draußen gerichtet habe, muss man das schöne sommerliche Wetter doch auch ausnutzen.“

„Aber ja. Bei euch lässt es sich ja sehr schön hier im Freien sitzen. Der große Hof lädt dazu ja direkt ein.“

Und so ist es auch.

Der Hof musste schon eine gewisse Größe haben, sollen doch die Bauern mit Ihren Fuhrwerken im Hof ohne Mühe wenden können.

Doch: das kann man schon sagen: die Mühle des Georg Flory ist eines der größeren Anwesen im Dorf.

Eva Maria schaut sich anerkennend um und nimmt dann auf dem ihr zugewiesenen Stuhl leicht lächelnd Platz.

„Du trinkst doch einen Tee, Eva Maria?“

„Aber ja. Gerne.“

Margarethe schenkt Eva Maria aus der großen Kanne eine Tasse Tee ein, dann ihrem Mann und sich selbst auch. Sie schneidet den Kuchen auf und legt Eva Maria und dann nach einem kurzen fragenden Blick auch ihrem Mann ein Stück auf die bereitstehenden Teller.

Jetzt ist es zunächst einmal still.

Man hört nur das Abstellen der Tassen und das Schaben der Gabeln auf dem Kuchenteller.

„Und wie läuft es so bei euch? So vor der Ernte?“

„Alles in Ordnung? Alle gesund?“

„Doch Georg; da kann ich nicht klagen. Es läuft eigentlich alles sehr, sehr gut, auch wenn ich alleinstehend bin, wie ihr wisst.“

„Wie lange ist es eigentlich her, dass dein Mann dich verlassen musste?“

„Nun, mein Mann ist vor 5 Jahren verstorben.“

„Was, sind das schon wieder 5 Jahre?“

„So ist es Margarethe. Anton, mein Mann ist vor 5 Jahren verstorben. Dann heiratete mein Sohn Leonhard deine Schwester Catharina. Jetzt lebe ich mit den beiden Buben auf dem Hof. Sie erledigen die anfallenden Arbeiten auf dem Feld und im Haus.

Aber es war halt doch anders, als mein Mann noch lebte. Ihr wisst ja, als hochfürstlicher Zoller war er zwar viel unterwegs, aber er regelte doch vieles auf dem Hof immer wieder selbst.“

„Aber, deine Buben machen doch einen recht besonnenen Eindruck.“

„Ja, das stimmt. Über die zwei Buben kann ich mich nicht beschweren. Meine eigene Tochter Margaretha aus meiner ersten Ehe mit dem Anwalt Andres Schur ist ja seit langem verheiratet wie auch Catharina, die Tochter aus der zweiten Ehe meines Mannes. Nein: was mir momentan bleibt, sind meine zwei Buben.

Der Johannes und der Jakob.“

„Zwei stramme Kerle.“

„Und alle beide“, ergänzt jetzt die Eva Maria Hollerith die Aussage von dem Georg Flory „im heiratsfähigen Alter.“

Georg schaut Eva Maria jetzt doch etwas erstaunt an.

„Aber die sind doch meines Wissens beide erst so Anfang bis Mitte zwanzig. Oder liege ich da falsch?“

„Nein, nein, Georg; da liegst du nicht falsch. Der Johannes ist 23 und der Jakob ist 21 Jahre alt.

Nur muss ich halt schon schauen, wie sich das mit meinen Söhnen entwickelt.“

Eva Maria Neumann nimmt einen Schluck aus ihrer Tasse, nickt der Margarete zustimmen zu:

„Ein guter Tee.“

„Aber: du bist doch heute Nachmittag nicht zu uns gekommen, um mit uns Tee zu trinken?“

„Naja; eigentlich schon. Aber nicht nur.“

Jetzt werden Georg und Margarethe doch hellhörig. Schauen fragend zu Eva Maria hin.

Was kommt denn da jetzt noch?

Eva Maria lässt sich Zeit.

Nimmt einen Schluck Tee und stellt die Tasse sorgsam ab.

„Nun. Meine Töchter sind versorgt.

Aber“, und jetzt macht Eva Maria eine kleine Pause, schaut die beiden am Tisch, die jetzt doch erwartungsvoll dasitzen, an und meint:

„Aber zwei Buben sind noch zu versorgen.“

„Meine Tochter Christina steht da nicht mehr zur Verfügung. Sie ist, wie du weißt, mit dem Bruder meiner Frau, bereits verheiratet. Also: wir“, und dabei schaut Georg seine Frau Margarethe an „wir sind da nicht mehr im Geschäft.“

Eva Maria sagt zunächst nichts.

Dann kommt ihre Frage:

„Was ist mit der Barbara?“

Fast gleichzeitig hört man jetzt Georg und Margarethe:

„Barbara?“

„Ja, ich rede von der Barbara, eurer Schwiebertochter.

Sie hat vor 4 Monaten ihren Mann, euren Sohn, den Andreas verloren. Sie steht mit zwei kleinen Kindern da, dem vierjährigen Hans Georg und dem einjährigen Leonhard. Ich weiß: ihr unterstützt die junge Witwe mit ihren gerade einmal 25 Jahren, wo ihr könnt. Nur: für immer kann das nicht so bleiben. Und will sie ihren Hof allein führen, braucht sie einen Vormund. Und ob das dann das ist, was ihr euch für eure Enkel wünscht? Ich kann es mir nicht vorstellen.“

Beide: Georg und Margarethe Flory sind völlig verstört.

Ja natürlich.

Der frühe Tod ihres Sohnes Andreas traf sie schwer.

Er war immer etwas lungenkrank. Der Mehlstaub, wie er nun einmal in einem Müllerbetrieb immer und überall zu finden ist, hatte ihm schon als Kind immer zugesetzt. Und vor zwei Jahren kam die Krankheit verstärkt zurück. Fast ein Jahr lag Andreas nur noch im Bett, bis er dann im Frühjahr dieses Jahres für immer die Augen schloss.

Barbara, seine junge Frau stand mit ihren beiden Kindern allein da.

Und sie?

Georg und Margarethe unterstützten die junge Frau schon, soweit sie selbst dazu die Zeit fanden, vor allem aber auch, indem sie einen